

auf das Schulproblem richten). Ich wage zu hoffen, daß ich dadurch in die Lage versetzt werde, mit viel größerer Sachkenntnis als bisher die Heidenmission zu behandeln und die *MM* zu redigieren¹.

Literarische Umschau.

Von C. Hall S. V. D.

Anlässlich der Frage, wie die Kaiserjubiläumsspende für die Missionen in den deutschen Kolonien am besten zu verwenden sei, werden in der Presse von unverantwortlicher Seite verschiedene Vorschläge eingebracht. Man muß sich vor Augen halten, daß die ursprüngliche und unwiderrufene Absicht der Sammlung gewesen ist, den in den Kolonien arbeitenden Missionsgesellschaften einen reicheren Fonds an die Hand zu geben, und ihnen so die Möglichkeit zu bieten, ihre anerkannte religiöse und kulturelle Arbeit zu vertiefen und zu erweitern. Damit erledigt sich von selbst der Vorschlag, den „Die Post“ (4. Juli) bezüglich der Verwendung der einkommenden Gelder macht, mit ihnen Erholungsheime für Missionare zu errichten.

Dagegen ist eine Anregung aller Beachtung wert, den die „Nürnberger Volkszeitung“ (12. Juni) aus Missionskreisen wiedergibt. Es heißt daselbst: „Taktisches Prinzip bei der Verwendung muß eine möglichste Weitsichtigkeit sein. Ein kurzfristiges Verteilen würde die große Summe verpulvern. Oft hat man es bedauert, daß man keine großen Geldmittel für die kath. Mission habe, keinen Grundstock, der große Unternehmungen gestatte. Man hat ihn jetzt und ein einfaches Verteilen nach Maßgabe würde ihn wieder auflösen ... Wenn man nun die Million sicher deponieren würde als Grundstock, der sich vermehren soll, so könnte man in absehbarer Zeit das Kapital verdoppelt sehen und verdreifacht. Erstens würde ein Teil der Zinsen verwendet werden zu dieser Vermehrung. Zweitens würden ganz gewiß Legate, Zuwendungen den Betrag von Zeit zu Zeit in die Höhe schnellen lassen. So hätte man in einiger Zeit ein wirklich leistungsfähiges Kapital, aus dessen Zinsen jedes Jahr eine Quote den Missionssprenkeln ausgezahlt werden könnte, die, nimmt man die Auszahlung von mehreren Jahren zusammen, nur gering unter dem Betrag der einmaligen Verteilung zurückbleibt ... Das Kapital soll den Missionssprenkeln gehören, deshalb müßten die einzelnen Sprengel nach Proportion ihre Aktiven haben, so daß sie wahre Besitzer sind.“ An sich ließe sich nichts gegen diesen Plan einwenden, ein festes Grundkapital zu besitzen ist begreiflicherweise schon längst der Wunsch jeder Mission. Aber da sind die schreienden Bedürfnisse der Gegenwart, die man unmöglich damit abtun kann, daß man sagt, „die Missionen sind ja nicht für einen Tag gegründet worden“. Das Versäumnis von heute ist oft der Verlust der Zukunft. Und zumal wenn die Protestanten ihr um zwei Millionen stärkeres Kapital unverkürzt in die deutschen Kolonien hineinwerfen, wird die katholische Mission daselbst einer Pression ausgesetzt sein, die einem Erdrückungsversuch fast gleichkommt, und den sie unmöglich damit beantworten kann, daß sie ihre Kräfte spart und aufspeichert. Es bleibt ja immerhin den einzelnen Gesellschaften unbenommen, den ihnen zukommenden Anteil fest anzulegen und für die Zukunft fruchtbar zu machen. Für spätere Gelegenheiten sollte man übrigens den Vorschlag im Auge behalten.

¹ Während meiner Abwesenheit (bis April) wird mein Bruder (Bistumssekretär in Straßburg, Allerheiligenloster) die technische Überwachung der Zeitschrift und die ständige Übermittlung meiner Korrespondenz übernehmen. Da ich für das Wintersemester Urlaub genommen habe, werden die missionswissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen an der Universität Münster ausfallen, um wahrscheinlich erst im Herbst nächsten Jahres wieder aufgenommen zu werden.

Schon häufig ist darauf hingewiesen worden, wie vorteilhaft die Beurteilung der Arbeit der Missionare in den Ländern englischer Zunge von derjenigen in Deutschland absteht. Wir finden darüber wieder einige treffende Bemerkungen in der „Neuen Züricher Zeitung“ (15. Juni). „Es gibt immer noch weite Kreise, so heißt es da, die von Mission nur eine ganz vage und oft falsche Vorstellung haben. Von ihrer weltumspannenden Arbeit und ihren völkerumgestaltenden Leistungen weiß man nichts. Wenn Weltreisende von ihren Fahrten berichteten, so gehörte es bis vor kurzem fast zum guten Ton, daß sie ein spöttisches Urteil über die Mission fällten, und sie taten es nicht selten, ohne sie überhaupt näher kennen gelernt zu haben. Männer, die wie Sven Hedin mit der größten Achtung von den Missionaren und ihrer Tätigkeit sprechen, bildeten Ausnahmen. In England und Amerika liegen die Verhältnisse anders. Dort ist das Verständnis für die wichtige Arbeit der Mission viel ausgebreiteter und die Opfer, die für sie gebracht werden, bedeutender ... So stellte man im vergangenen Jahr, um nur einige Einzelheiten zu erwähnen, von Amerika aus dem Christlichen Verein junger Männer in China zwei Millionen Mark zum Bau von Vereinsthäusern zur Verfügung. Die Quäkermission war durch hochherzige Schenkungen imstande, in Tschanking ein Institut zu geistiger und leiblicher Erziehung chinesischer Kaufleute zu errichten, die auf diese Weise unter englischen christlichen Einfluß kommen. Die anglikanische Kirche hatte neben allem, was sie sonst tut, noch 600000 Mark für die Errichtung einer theologischen Hochschule in Tokio übrig. Diese Beispiele, die sich vermehren ließen, legen beredtes Zeugnis ab von der Aufmerksamkeit, mit der die Angelsachsen auf die Zeichen der Zeit achten. Sie sind an der Arbeit. Sie wissen, daß jede Missionsstation zugleich eine Wegbereiterin für ihren Einfluß im Auslande ist und erkennen unumwunden an, daß sie ihren Vorrang in China und Japan nicht zum wenigsten der Arbeit der Missionare zu danken haben. Darum bieten sie ihnen auch die nötige Unterstützung.“

Man braucht durchaus nicht an eine politische Tätigkeit der Missionare zu denken, die mit ihrer religiösen Aufgabe so wenig verträglich ist. Was die Arbeit der Mission für die Politik wertvoll macht, ist der Umstand, daß sie ihrem Objekt mit dem Christentum den christlichen Kulturkreis näherbringt und ihm eine größere Assimilationsfähigkeit vermittelt. Der Missionar schafft unwillkürlich und vielleicht unbewußt die Basis, auf die eine gesunde Kolonialpolitik fußen muß. Hierher gehört, was die „Kreuzzeitung“ (6. Juni) gelegentlich einer Besprechung des Buches von M. Wilde „Schwarz und Weiß“ ausführt: „Manche denken auch heute noch in fast ungläublicher Rückständigkeit, die Mission habe nur lediglich mit Beten, Choralsingen, Bibelleselehren, mit Kirchenbauten und Gottesdiensten zu tun. Sie verschließen sich der Erkenntnis, daß der Missionar derjenige ist, der die innere Pflege der Schwarzen in dem Umfange zu leisten hat, wie die neue, christliche Weltanschauung die alte, bisherige zu verdrängen hat.“

Bei kulturarmen Völkern niederer Rasse hat die Mission noch eine wichtige Aufgabe mehr, auf die die „Magdeburgische Zeitung“ (4. Juni) bei der Rezension des eben genannten Buches hinweist: „Die sozialen Gegensätze reiben in Europa hart genug aufeinander. In Afrika werden diese Gegensätze noch unendlich verbittert durch den Rassen Gegensatz, das Bewußtsein des Schwarzen: Was ich auch tun und leisten mag, ich kann doch nie aus der dienenden Stellung herauskommen, in die mich das Vorurteil des Weißen hineinzwängt. Gerade bei diesen schroffen Gegensätzen bedarf es der ausgleichenden Arbeit der Mission doppelt, in solch einem zivilisierten oder halbchristianisierten Lande ist ihre Arbeit unentbehrlicher als in der Barbarei des finsternen Heidentums.“

Interessant ist auch, was der Ref., früher Pastor der protestantischen deutschen Gemeinde in Johannesburg (Transvaal), über die Entwicklungsmöglichkeiten der schwarzen Rasse schreibt: „Man kann es den Missionaren wohl nicht verargen, wenn sie diese in ziemlich rosigem Lichte sehen. Ein Missionar, der eine Schar von rohen

Heiden zu einem relativ hohen Niveau gehoben hat, ist leicht geneigt, auch von der Zukunft einen ähnlichen Fortschritt zu erwarten. Allein die Erfahrung hat doch gezeigt, daß nach dieser Aufschwung der Bekehrungszeit, besonders in der zweiten schon im Christentum aufgewachsenen Generation ein Rückschlag erfolgt. Ganz natürlich; haben doch diese Leute nicht innerlich selbst mit dem Heidentum gebrochen und stehen sowohl unter heidnischem wie christlichem Einfluß. Es ist nicht anders zu erwarten: Die Christianisierung eines Volkes vollzieht sich nicht in einer Generation.“ Auch der Hinweis der Missionare auf die guten, dem europäischen Kinde gleichwertigen Anlagen der schwarzen Jugend sei irreführend. Bis zum 13. Jahre gehe wohl die Entwicklung in etwa parallel, aber damit sei eine gewisse Grenze erreicht und die Weiterentwicklung könne in keiner Weise einen Vergleich mit den weißen Kindern aushalten.

Die politisch-soziale Bedeutung der Mission liegt somit ganz auf religiösem Gebiete, ist wenigstens mit religiösen Mitteln zu erweisen. Es ist ein Vorzug des angelsächsischen Geistes, geübt in der raschen Erfassung der weltbewegenden Zusammenhänge und konsequent in ihrer Ausbeutung, diese Seite der Mission bald erkannt und verwertet zu haben und den übrigen Nationen ein Beispiel und Vorbild geworden zu sein. Freilich hat sich gerade die angelsächsische Mission nicht von dem Vorwurf frei halten können, eine politische Mission zu sein. Viele Einzelfälle sind widerspruchsfrei festgestellt. Ob und inwieweit System in der Sache liegt, ist schwer zu sagen und muß der Geschichte zur Entscheidung überlassen bleiben. Die „Tägliche Rundschau“ (19. Aug.) hat zu dieser Frage einige bemerkenswerte Ausführungen und Urteile: „Die angelsächsischen Missionare sind eben Söhne ihrer Heimat, tragen das stolze Nationalgefühl ihrer Völker mit hinaus und — den Deutschenhaß ... Darüber darf sich niemand täuschen, daß die angelsächsischen Missionare zielbewußt mitarbeiten an der Durchführung der drohenden Beherrschung Ostasiens durch das Angelsächsentum ... So fällt dem tiefer Sehenden dort in Ostasien überall auf, wie stark dies Angelsächsentum auch in den Missionskreisen sich geltend macht. Das ist ja nicht nur in Ostasien so. Auf dem bekanntesten Weltmissionskongreß in Edinburg (1910) hat sich dies Selbstgefühl der Angelsachsen gegenüber dem Deutschtum in fast unerträglicher Überhebung gezeigt. So schildert es der unwiderlegt gebliebene Bericht der angesehenen theologischen Zeitschrift ‚Die Studierstube‘. In welcher naiven Weise in Ostasien dies Selbstgefühl hervortritt, dafür nur dies Beispiel: Auf der großen Missionskonferenz, die der bekannte amerikanische Missionsmann Dr. John Mott unlängst in Schanghai abgehalten hat vor Missionaren vieler Nationalitäten, auch Deutschen, hat ganz harmlos auf der Tagesordnung auch die Frage gestanden: ‚Wie kann das Studium des Englischen in China gehoben werden?‘ Man kann es aus dem Munde angelsächsischer Missionare oft genug hören, die deutsche Mission habe in Afrika hohe Aufgaben, Ostasien aber sei nach Gottes Willen das Arbeitsfeld der Angelsachsen.“

Die deutsche Vereinigung in Schanghai hat eine „Denkschrift zur Förderung des Deutschtums“ in China herausgegeben, die auch interessante, missionspolitische Gesichtspunkte enthält. Der „Dresdener Anzeiger“ (29. Juli) berichtet darüber: „Während man in Deutschland sich den Blick durch Parteikämpfe trübt und ängstlich nach England schießt, gehen die Engländer und Japaner mit zäher Kraft an die wirtschaftliche Ausbeutung Chinas. Das Verhältnis zu China ist in England so sehr Allgemeinut des Volkes geworden, daß dort für eine englisch-chinesische Universität in wenigen Monaten fünf Millionen Mark auf dem Wege der Sammlung aufgebracht wurden. Ebenso großzügig treiben die Amerikaner Propaganda, die allein für technische Schulen zwölf Millionen Mark zur Verfügung stellten ...“ Die Denkschrift warnt die Deutschen mit den Worten Ernst Moritz Arndts: „Alle Völker müssen früher oder später für das büßen, was sie vergessen und versäumt haben, zur rechten Zeit zu tun!“ Überhaupt kommt gerade auf dem Gebiete der Schulpolitik die Rückständigkeit Deutschlands zum Ausdruck. „Die geringe Vermehrung der deutschen Schulen verschwindet

neben der erdrückenden Zunahme der englischen und amerikanischen Lehranstalten in China überhaupt. Die protestantischen Missionen unterhalten in China folgende Schulen: Volksschulen: englische 1445 mit 32303 Schülern, amerikanische 1992 mit 44354 Schülern, deutsche 164 mit 4862 Schülern; Mittel- und Hochschulen: englische 241 mit 7552 Schülern, amerikanische 286 mit 23040 Schülern, deutsche 15 mit 523 Schülern . . . Die katholischen Missionen unterhalten folgende Schulen: Volksschulen 6872 mit 126305 Schülern, Mittel- und Hochschulen 157 mit 6595 Schülern. Davon entfallen auf den Wirkungskreis deutscher Missionare, die fast nur in Schantung vertreten sind, ein Zwanzigstel der Volksschulen und ein Sechstel der höheren Schulen. Das sind Zahlen, die Bände sprechen und uns zu äußerster Kraftentfaltung anspornen sollen, wenn wir nicht in China zu spät kommen wollen. Dazu gehört aber in erster Linie, daß wir auch dort drüben in der Schulpolitik als Großmacht auftreten und uns nicht auf einem Gebiete in den Schatten drängen lassen, auf dem wir für alle Welt tonangebend geworden sind.“ Das gilt vom nationalen Standpunkt aus. Nicht weniger eindringlich ist der Appell an die deutschen Katholiken, der besonders in den mitgeteilten Zahlen liegt. Auf dem entscheidenden Gebiete der höheren Schulen ist die katholische Mission sehr ins Hintertreffen geraten. Die ostasiatischen Hochschulprojekte verdienen daher die intensivste Anteilnahme des katholischen deutschen Volkes, besonders auch der gebildeten Kreise. Sie erfassen damit gewissermaßen den Kernpunkt der ganzen ostasiatischen Missionsfrage.

Das ist der Unterton aller ähnlichen Klagen, die bald schwächer bald stärker die Tagespresse durchziehen, daß der Deutsche bei allen trefflichen Eigenschaften so leicht in einem gewissen Kleinbürgertum stecken bleibt und so schwer einen weiten, umfassenden Standpunkt gewinnt. Man darf hoffen, daß durch die Nationalspende der Umschwung, der sich bezüglich der Missionen bereits anbahnte, beschleunigt wird. „Es ist das erstemal,“ sagt die „Koloniale Rundschau“ (August 1913, 488), „daß dem ganzen deutschen Volke nahegelegt worden ist, sich mit der Arbeit und den Zielen der Mission zu beschäftigen und seine Stellung zu ihr aktiv kundzutun. Man darf wohl sagen, daß der Erfolg dieses ersten Versuches ermutigend ist und daß das seit Jahren wachsende Missionsinteresse durch die Nationalspende eine weitere bedeutende Zunahme erfahren hat.“

Die inneren Beziehungen zwischen der Mission und den kolonialen Interessen beginnen nun auch in Deutschland erkannt und anerkannt zu werden. Die „Germania“ (14. Juni) sagt dazu im Anschluß an das Referat eines Bremer Großkaufmanns auf einer Versammlung des Laienmissionsbundes: „Man hat eingesehen, daß ein solider Handel die Mission nicht nur als Hilfe, sondern geradezu als Voraussetzung seines Gedeihens ansprechen muß. Die Mission ist fast überall vor dem Handel auf dem Plan gewesen. Darum hat dieser von der Mission sehr wichtige Dinge lernen können: Tropenhygiene, Eingeborenen-sprache und -behandlung . . . Und was ein nationaler Handel noch besonders an den Missionen seines Volkes hat, das zeigt auch folgende Tatsache: Wo die englische Mission seit längerer Zeit arbeitet, da findet englischer Handel aufs schnellste größten Einfluß. Deshalb spielen deutsche Begriffe bei der Neugestaltung Chinas keine Rolle, weil die deutsche Mission gegen die englische und amerikanische verschwindet. Die Führer Jungchinas sind durch englische und amerikanische Missionschulen gegangen. Deshalb äußerte auch kürzlich ein amerikanischer Kaufmann: Wenn unsere Mission aus Geldmangel ihren ganzen Betrieb einstellen müßte, dann würde die Kaufmannschaft allein für das kostspielige Werk aufkommen; denn die Zinsen dieser Anlagekapitalien würden herauskommen.“

Zur Frage der Rassenmischehen finden wir eine überraschende Stellungnahme bei den protestantischen Pfarrern in Deutsch-Südwestafrika. In einem Artikel, gezeichnet von Hasenkamp, im Evang. Gemeindeblatt für Deutsch-Südwestafrika, Juli 1913 (wiedergegeben in der Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch im Auslande“ September 1913) haben dieselben sich in aller Form für das staatliche Verbot der Rassenmischehe

ausgesprochen. Sie stellen sich damit in Gegensatz zu der vom Ausschuß der deutschen protestantischen Missionsgesellschaften verfaßten und im Juli vorigen Jahres dem Kolonialstaatssekretär überreichten Eingabe, in Gegensatz auch zu der auf katholischer wie protestantischer Seite übereinstimmend vertretenen Auffassung, die einerseits zwar die Rassenmischehen zwischen Weißen und primitiven Eingeborenen als im höchsten Maße unerwünscht bezeichnen, andererseits aber ein gesetzliches Verbot im Interesse der Moral unbedingt ablehnen. Die protestantischen Pfarrer von Deutsch-Südwest bezeichnen als Endzweck eines gesetzlichen Mischehenverbotes nicht die Verhinderung einer Mischlingsbevölkerung, die unvermeidlich sei, sondern: „Es soll verhindert werden, daß aus solchen Verbindungen von Weißen und Farbigen, die den Rechtsschutz der Ehe genießen, ein mit Kindes-, Erb- und mehr oder weniger Bürgerrechten ausgestatteter Nachwuchs heranwächst, der seine Zahl und seinen Einfluß vermehrt und mit immer breiterer Front in die Oberschicht der Deutschen eindringt. Die Bekämpfer des Verbotes übersehen, daß die vom Staat legitimierte Ehe nicht nur eine moralische Anstalt, sondern eine Rechtsordnung mit bestimmten Rechtswirkungen ist. Den Mischlingen versagt der Staat den Rechtsschutz, weil die Rechtswirkungen für ihn verderblich sein würden. Werden die Mischlinge, wie es gegenwärtig geschieht, einfach zu den Eingeborenen gerechnet, so ist ihr Dasein zwar weniger erwünscht, als eine entsprechende Zahl von reinen Eingeborenen, aber wenigstens keine Gefahr für die Kolonie.“ Diese einseitig realistische Auffassung bei den Vertretern der christlichen Moral muß in hohem Maße befremden. Tatsächlich lenken die Verfasser wieder ein wenn sie schreiben: „Nur das kann und muß gefordert werden, daß die Kolonie, welche die Rassenmischehe verbietet, jedes taugliche Mittel anwendet, um den Geschlechtsverkehr Deutscher mit Eingeborenen entgegenzuwirken. Das beste Mittel ist natürlich, allen Heiratsfähigen die Möglichkeit zu verschaffen, deutsche Frauen zu heiraten.“ Dem kann man nur beistimmen. Aber damit wird auch das Verbot der Rassenmischehe gegenstandslos, denn das ist gewiß, wo der weiße Mann eine Frau seiner Rasse findet, da wird er kaum je zu der farbigen Rasse hinabsteigen, die er im Grunde des Herzens doch nicht als gleichwertig anerkennt. Übrigens werden die von einer legitimen Mischlingsbevölkerung befürchteten sozialen, wirtschaftlichen, nationalen und kulturellen Gefahren auf die Dauer auch bei einer illegitimen sich nicht vermeiden lassen.

Verschiedene Umstände haben zusammengewirkt, die islamische Frage immer mehr in den Vordergrund zu stellen. Fr. Würz gibt in dem „Evangel. Missionsmagazin“ (Juli 1913) einen sehr lesenswerten Artikel „Dringende Aufgaben der Mohammedanermision“, in dem er die Lage der mohammedanischen Welt darlegt und die Aufgabe der christlichen Mission entwickelt. Unter anderem heißt es daselbst: „Wie sich das Interesse der Orientalisten mehr und mehr dem lebenden Islam zuwendet, ist ganz überraschend. Man sieht es am deutlichsten an den Fachzeitschriften, die in den letzten Jahren ins Leben getreten sind. Die Franzosen haben seit 1907 ihre groß angelegte ‚Revue du Monde Musulman‘, wir Deutsche seit 1910 den ‚Islam‘ zu dem sich im laufenden Jahr noch eine zweite Zeitschrift ‚Die Welt des Islam‘ gesellt hat. Daneben besteht seit 1911 die von einem Missionar herausgegebene, aber ebenfalls der Islamforschung gewidmete Zeitschrift ‚The Moslem World‘. Überall finden wir das Bestreben, in die Gedankenwelt des zeitgenössischen Islam, in seine inneren Bewegungen und Kräfte, vor allem aber in seine lebendigen Kräfte und in das Geheimnis seiner mächtigen Expansionskraft tiefer einzudringen. Durch das alles aber wird der Islam auch dem missionarischen Denken wieder ein Stück näher gerückt. Wenn Politik und Wissenschaft nicht mehr an diesem gewaltigen Faktor im Geistesleben der Völkerwelt vorüber können, so kann es die Mission erst recht nicht.“

„Zwei erfreuliche Zugeständnisse“ findet die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ (6. Heft 1913) einmal in einem gelegentlichen Urteil J. Richters (Ev. Missionen Nr. 12, 1912), daß die besonderen Verhältnisse in Japan in nachdrück-

